

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 17

Artikel: Weihnachten im Felde
Autor: Streuli, Hans R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-709260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Weihnachtsgeschichte

Es ist so: ich habe mich entschlossen, keine Weihnachtsgeschichte zu schreiben. Erst nach unzähligen Versuchen, etwas weihnächtliche Stimmung aufzubringen, mit Kerzenlicht und Tannenduft — sie sind allesamt unruhlich in die ewigen Jagdgründe eingegangen, diese Versuche.

Wir werden zwar auch dieses Jahr zum Fest rüsten und das Lied von der stillen und heiligen Nacht wird aus unzähligen Orgeln aufbrausen und von unzähligen Stimmen gesungen werden. Aber es wird trotzdem eine traurige und eine todernste Weihnachtsfeier sein. Es werden daher auch ernstere Worte gesprochen werden müssen und den verzagten Herzen wird positiverer Trost gesendet werden, als der alte, verlogene, schön-feierliche Kohl vom verlorenen Sohn, der ausgerechnet am Heiligen Abend sich heimfindet, vom alten Mütterlein, dem reiche Bescherung zuteil wird und irgendeinem Hans, der ausgerechnet an Weihnachten sich mit seiner Grette ausöhnt. Nein — solche Dinge mag man in diesem Jahr wirklich nicht schreiben.

Zwar hat sich Weihnachtsstimmung bereits bemerkbar gemacht. In einer führenden Tageszeitung wurde die Frage zur Diskussion gestellt, ob es möglich sei, mit Hilfe des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und einigen anderen Institutionen, einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand an allen Fronten zu erwirken. Sicher, die Sache hat beim ersten Zusehen etwas Bestechendes. Erhebend müßte es sein, wenn am Heiligen Abend die Kanonen schwiegen, um — nun folgt die Kehrseite der Medaille — nach vierundzwanzig Stunden wieder einzusetzen und ihr Vernichtungswerk fortzusetzen, so, als hätte man nicht soeben noch behauptet, Christ, der Retter sei da.

Sehen wir die Sache schon an, wie sie ist und verzichten wir auf festlich gefärbte Vogel-Strauß-Politik. Bereits zum sechsten Mal triumphiert nun der Wahnsinn über das Fest der Liebe. Nicht ein einziges der verantwortlichen Herzen ist während dieser

Zeit weich geworden, nicht eine einzige Hand hat sich ausgestreckt, weder am Anfang, als die Möglichkeit hiezu noch bestanden hätte, noch gegen das Ende, wo nur Verantwortungslosigkeit weiterhin Mensch um Mensch in aussichtslosen Kampf und nutzlosen Tod hetzen kann.

Bitte, keine vierundzwanzigstündige Sentimentalität, keinen vierundzwanzigstündigen moralischen Kater für den Soldaten, der morgen wieder morden und brennen soll. Laßt ihn aus lauter Barmherzigkeit in seinem Taumel, hat man ihm die Seele schon mit teuflischer Absicht aus dem Leibe gerissen und ihn zum blutgierigen Tier erzogen und erniedrigt, so setze man ihn nun nicht vierundzwanzig Stunden lang vor den Lichterbaum, um ihm zu predigen, daß der Heiland geboren. Man singe ihm nicht vor, daß Christ erschienen sei, die Welt zu versöhnen, um ihm morgen von neuem Haß einzutrichern und in ihm das Feuer des Fanatismus zu schüren.

Was wäre übrigens mit diesem Waffenstillstand erreicht? Mit einer eintägigen Weihnachtsfeier holt man keinen der jungen Burschen zurück, die man um ein ganzes Leben betrogen, man gibt keiner Frau den Mann wieder und keiner Mutter den Sohn. Man kann Lidice und Oradour sur Glâne nicht mehr aufrichten und die samt den eingeschlossenen Frauen und Kindern ausgebrannte Kirche liegt nun einmal in Trümmern. Wohl ist Weihnacht das Fest der Liebe, der Versöhnung also und des Verständnisses. Gerade deshalb aber sollen jene, die andern Menschen das Genick mit dem Stiefel zertreten, die halbe Völker fabrikmäßig in Gaskammern ausgerofft, keine Weihnachten feiern. Es wäre dies der größte Hohn, den sich das Christentum jemals hätte bieten lassen.

Wir haben uns nie zum Richter über andere aufgeworfen, hier aber, hier werfen wir den Stein, alles andere, jede andere Haltung, bedeutet allergemeinste Feigheit! Vielleicht wären auch die Holländer, die sich seit Monaten mit halbfaulen Kartoffeln

ernähren, und die griechischen Kinder, die rettungslos dem Hunger verfallen, zu fragen, was sie zu solchem Festtagwaffenstillstand denken. Es ist ihnen bestimmt nicht soviel an Festbetrieb gelegen, wie uns wohlversorgten Schweizern. Es wäre ihnen weit mehr gedient, wenn wir, statt uns um Waffenstillstand zu bemühen, auf unser weihnächtliches Bratpoulet verzichteten wollten, zu ihren Gunsten.

Der Stein ist viel zu weit im Rollen und was sich erfüllen muß, erfüllt sich. Daran kann weder vierundzwanzigstündige Heuchelei noch wahre Besinnung etwas ändern. Und der Stifter der Religion der Liebe gibt sich nicht damit zufrieden, daß wir seinen Geburtstag feiern, um am Tage darauf seine Gesetze mit den Stiefeln zu treten. Sehen wir die Sache an, wie sie ist: Es hat keinen Zweck.

Und trotzdem — wir haben zum Fest gerüstet. Weihnachten läßt sich weder vergessen noch auch nur übersehen. Seltsam. Irgendwo in uns glimmt der Funke weiter, der Funke des Glaubens an eine bessere Zeit, an eine bessere Menschheit. Das Chaos des Krieges bringt mit sich, daß sich die Geister scheiden und aus tiefem Grunde hervor dringen Stimmen, Ansichten, die den Glauben daran, daß die Welt den Weg des Friedens wieder finden wird, schüren. Schwere Zeit hat eine Jugend erstehen lassen, die den Krieg, den Kampf, das Unrecht und das Dunkel haßt. Die sich vorbehaltlos über Religion, Parteien und Klassen hinweg findet, die sich zusammenschließt und gemeinsam fruchtbare Aufbauarbeit vorbereitet. Die gewillt ist, die wundersame Weihnachtsbotschaft in die Welt hinein zu tragen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Das Soldatenlied, das uns einer unserer Feldprediger geschenkt, gelte uns als Botschaft für diese Weihnacht: Geduld, es wird sich wenden!

*

Merkwürdig, nun ist aus der ganzen Sache dennoch eine Weihnachtsgeschichte geworden. wy

Weihnachten im Felde

Von Hans R. Streuli.

Bereits in der zweiten Dezemberwoche geschah es, daß in manchem Schweizerhaus der Weihnachtsmann mit einer kleinen Bescherung Einkehr hielt. Hier und dort klopfte er an, der große — blaugekleidete Bote mit seiner Ueberraschung. Er tat seine Pflicht, er vergaß niemand, auf den das Los gefallen war.

Wenn dann die Auserwählten nach getaner Arbeit nach Hause zurückkehrten, sich müde in einen tiefen Klubsessel niederließen und nach den «Neuesten» griffen — und dann an Stelle des Leibblattes ein graues Kuvert in der Hand hielten, so konnte die vorzeitige Weihnachtsüberra-schung bestimmt als gelungen bezeichnet werden. Das Wörtchen «Militärsache» mochte sich noch so sehr in zierlichen Buchstaben präsentieren, es stach trotzdem. Die Adresse stimmte: Füs. Klagemann, Eusebius, 20, Büroangestellter.

Diesmal hatte der Briefträger nicht den falschen Kasten erwischt.

Ein Aufgebot — das war die Bescherung. «Heil dir, Helvetia, so etwas muß mir pas-

sieren, mir... natürlich, immer ich... Schon das dritte Mal dieses Jahr —»

Der Seppli Druckerli von nebenan liegt schon das ganze Jahr auf der faulen Haut — und der Schaggi von der andern Seite ist erst einmal eingerückt.. und...»

Nein, so ging das nicht weiter.

Klagemann stellte das Jammern ein, es hörte doch niemand zu. Aber in seinem Innern kochte es. Er sann nach Rache, er schmiedete Pläne. Keinen Streich wollte er tun — nichts anrühren.

Denen werde ich schon zeigen, wer der Klagemann ist — jawoll...

*

An einem nebligen Tag rückte Füsilier Klagemann mit seinen Kameraden ein. Man munkelte von Verschiebungen nach der Grenze. Die Stimmung war gedrückt, dumpf, niedergeschlagen.

Alle mußten ihr Heim, ihre Angehörigen verlassen, niemand wußte, wo sie Weihnachten verbringen würden. Die Frau mit den Kindern, die Schwester, der kleine Bruder, die Braut — alle waren allein —

wie schon etliche Male seit dem Ausbruch des großen Krieges. Die Pflicht hatte gerufen, man folgte ihr.

Aber nun war Weihnachten — und jemand fehlte. Traurigkeit legte sich auf die Gemüter der Daheimgebliebenen, das «Fröhliche Fest» wurde zu einem Fest von Tränen, Kummer und Sorgen.

Aber irgendwo — überall standen an der Grenze, auf Berg und Tal die Soldaten, die Väter und Söhne und bewachten bei Sturm und Schnee das friedliche Land, aus dem die Kirchenglocken den Weihnachtsabend mit ihrem feierlichen Klang ankündeten.

In einem kleinen hölzernen Wachthäuschen stand Füsilier Klagemann, den Karabiner schußbereit im Arm. Ein eisiger Wind piff durch die Löcher des Stahlhelmes, Hände und Füße waren erstarrt ob der grimmigen Kälte.

Hin und wieder drängte sich ein qualvoller Laut über seine Lippen — hin und wieder ein kräftiger Fluch. Ueber der Grenze, jenseits des Stacheldrahtes, vernahm man fernen Kanonendonner, hinter ihm sang ein

einsames Glöcklein zu Ehren der weihewollenen Nacht. Endlich war Ablösung. Klagemann drückte sich ins warme Wachtlokal und sank müde ins Stroh.

Da — was war das — Auf, Alarm . . .

Korporal Gerber sammelte die Mannen, erteilte Befehle — im Laufschrift zur Grenze. Dunkle Gestalten in fliegenden Mänteln eilten hinaus in die Nacht.

Klagemann stöhnte und ächzte. Aber vorwärts ging es über Stock und Stein, unsichtbar — tückischer Weg. Dann waren sie am Ziel. — Ein alter Mann mit zerrissenen Kleidern, eine Frau, zwei Kinder, die weinten —

«Wo sind wir — was sind das für Soldaten —», fragte der Greis.

«Seid ruhig, Mann», erwiderte eine Stimme, «hier seid ihr sicher, ihr befindet Euch in der Schweiz.»

Die Gruppe führte die Leute zurück. Klagemanns große starke Hand umschloß das kleine Fäustchen eines Kindes und zog es vorwärts. Ein merkwürdiges Gefühl überkam ihn, er fluchte nicht mehr über die grimmige Kälte, er dachte nicht an seine Braut zu Hause in der warmen Stube, er sah mit eignen Augen das Leid und Elend des Krieges, den Schmerz dieser Flüchtlinge, die von Haus und Heimat vertrieben,

in der kleinen Schweiz Unterkunft und Schutz suchten.

Als sie das kleine Wachtlokal betraten — glänzten ihnen die Lichter eines kleinen Weihnachtsbaumes entgegen und der Duft der brennenden Kerzen umfing sie. Ein Zurückgebliebener spielte auf seiner Mundharmonika «Stille Nacht, heilige Nacht.»

Aufschluchzend sank die blasse Frau zu Boden. Die Kinder aber staunten mit glänzenden Augen das Wunder an und vergaßen die Umwelt — die Schrecken, die sie erlebt hatten — und begannen, die bekannte Melodie mitzusummen.

Die erhabene Feierlichkeit dieses Augenblicks ergriff auch die harten Soldatenherzen und machte sie weich. Jeder dankte im stillen für die Bewahrung vor diesem elenden Krieg, für die Erhaltung von Heimat und Freiheit.

Dann beteteten sie die Frau mit ihren Kindern in das raue Stroh und deckten sie mit den Wolldecken zu. Die glimmenden Lichter am Baum warfen ihren letzten Schein auf die zerquälten, müden, weißen Gesichter der Flüchtlinge.

Füsilier Klagemann kauerte in einer Ecke und fuhr mit der Hand über seine nassen Augen — er schämte sich nicht. Es war seine schönste Weihnachtsfeier.

Himmelblauer Alltag

Ich glaube, der Brief verdient, veröffentlicht zu werden. Denn derjenige, der ihn geschrieben, ist nicht schlechthin Füsilier, XY, sondern — nein, eben gerade das möchte ich nicht verraten. Ich bin überzeugt, daß ihn weitaus der größte Teil von Euch kennt. Der Brief stammt von einem Menschen, der sich den Wind von drei Kontinenten um die Ohren brausen ließ und heute, wie wir alle, in feldgrau für sein Land bereit steht. Als Antwort auf einen Trostbrief, den ich ihm in Kenntnis seiner Pläne senden zu müssen glaubte, schrieb er mir die folgenden Zeilen und ich bringe es nicht über mich, sie in irgend eine Schublade meines Schreibtisches zu versenken.

Mein lieber Freund!

Du wirst staunen, von mir die Nachricht zu erhalten, daß ich nicht bloß am Leben bin, sondern mich in ausgezeichnete Laune befinde. Zwar verkenne ich Deine löbliche Absicht nicht, mich aufheitern zu wollen, wenn Du mich aber der Verzweiflung nahe wählst, schießest Du weit neben das Ziel.

Es ist wahr, ich schmiedete Pläne. Wollte ein Buch auf den Markt werfen, das alles bisherige in den Schatten stellen sollte, und die Pläne, die mir dazu im Kopf schwirrten, waren abenteuerlich genug und der, mit Velo, Zelt und Kochtopf rund um die Erde zu fahren, ist einer der harmlosesten. Ingeheim hoffte ich ja, den Tag zu erleben, da das erste Raketenflugzeug zum Himmel steigen würde. Tod und Teufel hätten mich nicht davon abgehalten, als Reporter mit auf den Mond zu fliegen, oder die Ungeheuer von Marsmenschen zu interviewen und um ihr Autogramm zu bitten.

Schade, der Traum scheint sich nicht zu verwirklichen, denn die Technik hat andere Sorgen. Aktuell sind Kanonen, Pan-

zerwagen und Flugzeuge und der Mond reizt nicht mehr. Höchstens sein Licht, das mißbraucht wird, um über Feindesland zu fliegen und alles zu zerschmettern, was den Menschen in den Städten lieb und teuer war. Totaler Krieg, nennt man das. Totaler Wahnsinn, kommt den Tatsachen näher.

Kulturvölker reiben sich gegenseitig auf. Je höher die Kultur, desto grausamer und wahnsinniger die Kriegführung. Je höher die geistige Entwicklung, desto schauriger die Massenmorde. Bestiengewordene Christen verfolgen und ermorden habgierige und schmutzige Juden und weisen primitiven Heiden den Weg, wie man den niedrigsten aller tierischen Instinkte am eindrucklichsten Ausdruck verleiht — indem sie sie mit ihrer Zivilisation beglücken . . .

So sieht das aus, mein Lieber, und vielleicht ist es darum gut, daß der Mond bis anhin seinen gesicherten Abstand bewahrt hat, denn, behüte uns Gott vor erfindungswütigen Ingenieuren, die ihre Bomben und Granaten vom Mond herunter schleudern. —

Nun, die Mondreise auf den Mond zu schreiben, darüber komme ich hinweg. Weit schmerzlicher ist der Verlust des Erdenbummels, der mich rund herumführen sollte. Denn man läßt mich nicht mehr hinaus, über die Grenze. Der Blick in des Nachbarn Garten ist nicht mehr gestattet, der Zaun wurde verstärkt und mit Messern gespickt. Außerdem reizen mich die Früchte nicht mehr drüben. Faule Früchte stinken unangenehm.

So leb denn wohl, du Buch, das du aus fernen Landen, von fernen Sitten und Abenteuern berichten sollst.

Da ich mich nun aber einmal entschlossen, dem Schicksal niemals das Vergnügen zu bereiten, mich als Spielball zu betrachten, habe ich mir, um trotz Krieg und

ewig währendem Aktiv-Dienst eine neue Arbeit zu vollenden, ein anderes Sujet ausgesucht.

Wozu in die Ferne schweifen, sieh das Gute liegt so nah, habe ich mir zum Leitspruch erkoren und dem Leben die Bedingung gestellt, mir das Gute, das so nah liegen soll, auch wirklich zu zeigen. Und da ich mir nun mal in den Kopf gesetzt habe, ein fröhliches Buch zu schreiben, habe ich eben der Fröhlichkeit die Fersen abgelaufen und habe in mich hinein gelauscht, wo die Freude zu finden sei.

Habe dabei staunen müssen, daß mir so gar nichts Trauriges in den Sinn kommen wollte, das auch in der Erinnerung die Traurigkeit beizubehalten vermocht hätte. Und selbst wenn mir die Erinnerung Tränen in die Augen treiben wollte, fand ich das Gefühl, wieder einmal weinen zu können im Grunde genommen katastrophal angenehm und ich überdachte die Sache noch einmal, im sadistischen Bestreben, sie noch trauriger zu gestalten, damit die Augen nicht allzu schnell trocken würden.

Staune nur, mein Lieber, lauter Freude habe ich gefunden, sowenig Dir das auch eingehen wird, im Dienst. Wir müssen gehorchen, das mag stimmen, trotzdem, kannst Du Dir ein Leben vorstellen, das Dir soviel Freiheit gestattet (Freiheit im inneren Sinne) wie das des Soldaten?

Darfst Du irgendwo halb nackt am Dorfbrunnen stehen, um Dich mit dem frischen, klaren, laufenden Wasser zu waschen, darfst Du irgendwo so ungeniert unanständig viel auf Deinen Teller beigen, darfst Du so viele Witze reißen, Dich so herrlich dumm stellen, ohne entlassen und weggejagt zu werden? Darfst Du irgendwo und irgendwann mit offenem Munde an der Straße stehen und einem hübschen Mädchen nachschauen, das Dir das Herz höher schlagen läßt?

Du lachst und weißt aber, daß es so ist, daß dies alles einzig und allein dem Soldaten gestattet wird und vorbehalten bleibt.

Darum, mein Lieber, besteht meine Entdeckung darin, daß unser tägliches Leben und selbst der Dienst aus tausend kleinen und großen Freuden besteht, angefangen beim Kakao am Morgen bis zum abendlichen Vermouth sich.

Daß der graue Alltag ein einziges Freudenfest darstellt, sobald man gelernt, die richtige Brille aufzusetzen.

Grauer Alltag, sagst Du?

Falsch!

Himmelblauer Alltag, behaupte ich.

Schaff dir diese rosarote Brille an und du wirst es verstehen. Und dann lernst deine Schreiberseele, das Glück des Lebens zu erfassen, das Glück, auf das Du heute umsonst wartest. Ich habe es auch nicht von heute auf morgen gefunden. Nun aber, da ich es besitze, möchte ich auch Dir den Schlüssel dazu weisen. Mach es wie die Sonnenuhr und registriere nur die heitern Stunden, bemühe Dich, die Angst vor dem Schatten zu verlieren und den Reiz der dunkeln Nacht zu erkennen. Dann wirst Du glücklich, so, wie ich es geworden.

In diesem Sinne verbleibe ich für alle Zeiten Dein Freund.

wy.